

# Bericht

an das h. eidg. Departement des Innern und an die  
h. Regierungen der subventionierenden Kantone

über den

## Gang der Arbeiten am schweizerdeutschen Idiotikon

während des Jahres 1905.



Der Leitende Ausschuss versammelte sich im Berichtsjahr dreimal zur Erledigung der laufenden Geschäfte. Leider hat er auch diesmal wieder einen Verlust zu beklagen. Im November starb Prof. K. Thomann, der dem Unternehmen seit dessen Anfängen nahe gestanden und dem Ausschuss, dessen Mitglied er von jeher war, besonders auch als langjähriger Quästor wertvolle Dienste geleistet hatte. Thomann hatte neben F. Staub, H. Schweizer-Sidler und S. Vögelin schon jener Kommission angehört, welche die Antiquarische Gesellschaft in Zürich am 15. Februar 1862 bestellte mit dem Auftrag, die Sammlungen für ein neues umfassendes Wörterbuch der schweizerdeutschen Mundarten in die Wege zu leiten; mit ihm ist der letzte der Männer, die wir als die Begründer unseres Werkes ehren, von hinnen gegangen.

In die Redaktion trat zu Anfang des Jahres Herr Dr. H. Blattner aus Brugg, von dessen Berufung

bereits im letzten Bericht die Rede war. Herr J. Vetsch setzte seine Tätigkeit als Hilfsredakteur während des ganzen Jahres fort; durch Beschluss des Leitenden Ausschusses wird er vom neuen Jahre an der Redaktion definitiv als fünftes Mitglied angehören. Damit glauben wir einstweilen das Nötige getan zu haben, um ein rasches Erscheinen des Werkes, jedenfalls die regelmässige Ausgabe von mindestens drei Heften im Jahr, für die Zukunft zu sichern. Immerhin darf nicht ausser acht gelassen werden, dass die Verstärkung der Redaktion sich erst recht wird fühlbar machen können, wenn einmal die neuen Redakteure in ihre vielgestaltige und in mancher Hinsicht anspruchsvolle Aufgabe sich völlig eingelebt haben. Das Redaktionspersonal besteht nunmehr aus den Herren:

Prof. Dr. A. Bachmann, Chefredakteur,  
Dr. E. Schwyzer,  
Dr. H. Bruppacher,  
Dr. H. Blattner und  
Dr. J. Vetsch.

Es gelang auch im Berichtsjahre wieder, drei Hefte (52—54) auszugeben. Nach der früher mitgeteilten Vereinbarung mit dem Herrn Verleger wurde mit dem Buchstaben *Q*, der noch zwei Bogen des 52. Heftes füllt, der V. Band abgeschlossen und mit *R* ein neuer, der VI. Band eröffnet, von dem nun bereits 28 Bogen vorliegen. Sie umfassen die Stämme mit vokalischem Auslaut (*ra* usw.), *r—b* und *r—ch(t)* bis *Richter*. Wir stehen also, äusserlich betrachtet, noch so ziemlich am Anfang des Buchstabens. Das kommt davon her, dass die (noch nicht einmal ganz abgeschlossene) Gruppe *r—cht* mit den

Artikeln *rächt*, *Rächt*, *Gericht*, *richten* samt Zusammensetzungen und Ableitungen für sich allein mehr als 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Hefte füllt. Dass gerade in diesen Partien die eigentliche Volkssprache nur eine bescheidene Rolle spielt, liegt in der Natur der Sache; zumal in den umfangreichen Artikeln *Rächt* und *Gericht* mit Zusammensetzungen kommt die echte Mundart verhältnismässig selten zu Worte. Um so ergiebiger flossen hier die literarischen Quellen, vorab natürlich die Rechtsquellen, in deren Erschliessung neuerdings dank der Initiative des schweizerischen Juristenvereins so erfreuliche Fortschritte gemacht worden sind. Die Redaktion hat sich bemüht, im Sinne der ihr auferlegten Beschränkungen aus dem fast überreichen Stoffe das Bemerkenswerte, Charakteristische auszuwählen (wozu in erster Linie die überaus zahlreichen formelhaften Ausdrücke und Wendungen gehören) und blosser Häufung von Belegen tunlichst zu vermeiden. Ueber das dabei zu beobachtende Mass sind im einzelnen oft genug verschiedene Meinungen möglich; im grossen und ganzen dürfte die Redaktion die richtige Mitte innegehalten haben, sofern man daran festhält, dass das Idiotikon das eigenartige Sprachleben, das sich in Wort und Schrift auf unserm Boden abgespielt, nach allen Richtungen hin und möglichst vollständig zur Darstellung bringen soll. Auf den Reichtum an rechtsgeschichtlicher, z. T. auch allgemein kulturgeschichtlicher Belehrung, der in der *rächt*-Gruppe untergebracht ist, sei nur nebenbei hingewiesen. Aus dem übrigen Inhalt der im Berichtsjahr erschienenen Hefte gestatten wir uns noch einige grössere und wichtigere Artikel bzw. Artikelgruppen kurz herauszuheben. Den Reigen eröffne der *Reien*: der Artikel zeigt, welch grosser Be-

liebtheit sich auch bei uns in älterer Zeit der Reigentanz erfreut haben muss, der heute fast nur noch im «Ringelreihen» der Kinder fortlebt. Von sprachgeschichtlichem Interesse ist der in der jüngern Sprache eingetretene Zusammenfall des Wortes mit dem nhd. «die Reihe» (mhd. *riihe*), wobei dieses für das Geschlecht und teilweise auch für die Bedeutung, *Reien* für den Vokal bestimmend war. Der Ausdruck *Chue-Reien* wird auch für eine bildliche Darstellung eines Alpaufzugs nachgewiesen, was zu einer neuen Vermutung über die eigentliche Bedeutung des Wortes Anlass gibt. Ausgiebige Beiträge zur Geschichte der Bodenkultur und des Nahrungswesens liefern die Artikel *Chol-Rab*, und besonders *Räüb*, *Rueb* mit Zusammensetzungen, nicht zu vergessen *Rëb* (Weinrebe): über ihre umständliche und mühsame Pflege wird an der Hand der mundartlichen Bezeichnungen eingehend berichtet, auch zur Geschichte ihres Anbaus manches beigebracht (u. a. gezeigt, dass dieser in früherer Zeit viel weiter als heutzutage, selbst in Gebirgsgegenden verbreitet war) und ihre Bedeutung und Wertschätzung durch zahlreiche Bauernregeln, Redensarten u. s. w. veranschaulicht.

Mannigfache Belehrung über technische Verrichtungen und Vorrichtungen gewährt die Gruppe *riiben*, woran sich das verwandte *Ribel* schliessen mag. Kulturgeschichtliches Interesse nach verschiedenen Richtungen hin bieten *Raach*, *Rauch*, *rëchen II* (besonders in der Formel «einen zuo rechnen haben»), *rëch(n)en*, *riich* mit ihren Sippen; zu *Riich* sei bloss bemerkt, dass die einstige Zugehörigkeit unseres Landes zum deutschen Reiche bis zum heutigen Tage in unserer Volkssprache nachklingt (vgl. «Reichsboden»). Auf die Tierwelt beziehen sich

*Reech* und der etymologisch wohl sicher damit zusammengehörige Fischname *Reechling*. Bei sehr vielen Artikeln überwiegt das rein wortgeschichtliche Interesse; wir nennen etwa *Räbel* und seine Gruppe, *rääch I* und *II*, *geräch*, *reichen* (= holen), *riechen* (das die aus der Schriftsprache bekannte Bedeutung nur in ein paar südwestlichen Mundarten entwickelt hat, während es im ganzen übrigen Gebiete ausschliesslich «Rauch u. ä. entwickeln» bedeutet), ferner *ruuch*, *riichsnen*. Unsern Mundarten eigentümliche Bildungen repräsentieren z. B. der Ermatinger Fischer-ausdruck *roaben*, d. i. *reiben*, für das Herausziehen und Entleeren der Netze (eig. Bewirkungswort zu *riiben*: die Netze beim Herausziehen am Schiffsrand reiben machen), *Rieb* (Nebenform zu *Rëb*), die reichhaltigen Sippen *rub*: *ruub* (kraus, rauh, eig. «gerupft»), wozu das bernische *ruublen* (rupfen, stibitzen) und wohl auch der erste Teil der uralten, auch aus dem Nordgermanischen und Schottischen nachgewiesenen Formel *rüübis und stüübis*, der ein ausführlicher Artikel gewidmet ist. Von wichtigem Lehngut seien erwähnt das in Bünden und Wallis verbreitete *Roben* (Hausrat, Plunder u. ä.) mit zugehöriger Gruppe (zu ital. *roba*, das aber seinerseits wieder aus dem Germanischen entlehnt ist), *Ruben* (altes Gewicht, zu ital. *rubbio*), *Ruband* (aus franz. *ruban*) und das gaunerische *Rübling* (Würfel).

Dies einige wenige Andeutungen über die letzte Jahresleistung unserer Redaktion. Nahezu ein Drittel des Buchstabens *R* dürfte bearbeitet sein, das zweite Drittel wird das laufende Jahr hinzubringen, und wir können hoffen, sofern keine unvorhergesehenen Störungen eintreten, im nächsten Jahr den Schluss des Buchstabens zu erreichen. Es darf also ohne Uebertreibung gesagt

werden, dass der Abschluss des ganzen Werkes mehr und mehr in greifbare Nähe rückt.

Allerdings werden wir mit der Vollendung des Idiotikons — man erlaube uns wieder einmal daran zu erinnern — unsere Schuldigkeit gegenüber unsern Mundarten noch nicht ganz getan haben. Vielmehr wird als Krönung des gewaltigen Baues an die lexikalische eine grammatische Darstellung des Schweizerdeutschen sich anzuschliessen haben. Nach dem ursprünglichen Plane hätte eine solche dem Wörterbuche vorausgeschickt werden sollen. Es ist keine Frage, dass dies für das Wörterbuch von grossem Vorteile gewesen wäre. Nicht nur wäre dadurch, wie die Vorrede zum I. Band des Idiotikons hervorhebt, der Redaktion viel Mühe und Raum erspart geblieben, wenn sie auf eine Grammatik hätte verweisen können, auch für die etymologische Beurteilung des Wortstoffs wäre damit eine durchgängige feste Grundlage geschaffen worden, an der es jetzt zum empfindlichen Schaden des Werkes fehlt. Allzuoft muss jetzt die etymologische Erklärung eines Wortes unterbleiben oder sich auf unsichere Vermutungen beschränken, wo genaue Kenntniss der grammatischen Verhältnisse der in Betracht kommenden Mundarten sichere Schlüsse erlauben würde. Welchen Gewinn eine solide grammatische Fundamentierung für das Wörterbuch bedeutet, zeigt das im Erscheinen begriffene schwäbische Wörterbuch von Hermann Fischer, von dem ältern Beispiel des Schmellerschen Wörterbuchs zu schweigen. So haben denn auch die Bearbeiter des welschschweizerischen Idiotikons, des Glossaire romand, eine geographisch-grammatische Bearbeitung ihrer Mundarten als selbstverständliche Vorarbeit zum Wörterbuch ins Auge gefasst. Warum die Begründer unsres Idiotikons

seinerzeit davon absahen, wissen wir von ihnen selbst (s. Vorrede zum I. Band, S. VII). Behörden und Publikum drängten nach dem endlichen Erscheinen des seit vielen Jahren angekündigten Wörterbuchs, und man durfte ihre Geduld nicht länger auf die Probe stellen, wollte man nicht das ganze Unternehmen gefährden. Die vorgängige Ausarbeitung einer Grammatik aber würde diese Geduldprobe um Jahre verlängert haben. Denn einmal war die Aufgabe wegen der ungemeinen Vielgestaltigkeit der grammatischen, zumal der lautlichen Verhältnisse sehr weit-schichtig; dann aber — und das war die Hauptschwierigkeit — handelte es sich nicht einfach darum, bereitliegendes Material zu verarbeiten, vielmehr hätte das Material selbst zu einem guten Teil erst herbeigeschafft werden müssen. Am ehesten wäre vielleicht noch für Wort- und Satzlehre mit dem Vorhandenen auszukommen gewesen — wenigstens nach den damaligen Anforderungen der Wissenschaft — keinesfalls aber für die grundlegende Darstellung der Lautverhältnisse. Freilich wurde von der leitenden Stelle aus stets auf möglichst genaue Bezeichnung der Aussprache gedrungen, aber was in dieser Hinsicht auch beim besten Willen der meist philologisch ungeschulten Mitarbeiter zu erreichen war, konnte für die Bedürfnisse des Wörterbuchs zwar allenfalls genügen, war dagegen für grammatische Zwecke im grossen und ganzen unzulänglich. Auch waren die einzelnen Mundarten in den Sammlungen sehr ungleichmässig vertreten, manche, für die sich kein Sammler fand, gar nicht oder nur mit mehr oder weniger gelegentlichen Aufzeichnungen — ein Uebelstand, der natürlich auch das Wörterbuch empfindlich traf, der sich aber nicht heben liess, weil er mit der fast ganz auf den freien Willen

und Opfersinn der Mitarbeiter gestellten Organisation der Sammelarbeit zusammenhing. Ueber diese Lücken vermochte auch die einzig dastehende Mundartenkenntnis, die sich der Leiter des Unternehmens, Dr. F. Staub, zum grossen Teil durch eigenes Hören, erworben hatte, nicht hinwegzuhelfen, neue zeitraubende Erhebungen waren nicht zu umgehen, und so entschloss man sich unter dem Zwang der Umstände zum vorläufigen Verzicht auf die Grammatik: diese sollte erst nach dem Abschluss des Wörterbuchs in Angriff genommen werden.

Inzwischen sind nun aber die Anforderungen an derartige Arbeiten stetig gewachsen, zahlreiche neue Gesichtspunkte und Probleme sind aufgestellt, und es kann je länger je weniger davon die Rede sein, eine Grammatik des Schweizerdeutschen aus dem bereits dafür gesammelten Materiale aufbauen zu wollen. Nach einer Seite hin, die in neuerer Zeit immer grössere Bedeutung gewonnen hat, versagt dasselbe sozusagen ganz, nämlich was die Begrenzung der grammatischen Erscheinungen betrifft. Dialektgeographische Fragen standen eben, als das Idiotikon vorbereitet wurde, noch nicht wie heute im Vordergrund des Interesses. Man hielt es für genügend, dass ein Wort überhaupt bezeugt und seine geographische Verbreitung allenfalls in groben Umrissen erkennbar war; auch dies war übrigens infolge der ungleichmässigen Ausbeutung der verschiedenen Landesgegenden sehr oft ausgeschlossen. „Die Angaben des Idiotikons über die geographische Verbreitung der Wörter sollen nicht im Sinne der Umgrenzung, sondern in dem der Verbürgung verstanden werden, immerhin so, dass, wo keine Unterabteilungen eines Kantons angegeben sind, wir nicht be-

hauptet haben wollen, dass der betreffende Idiotism durchgängiges Eigentum sei“, heisst es S. XII der Vorrede zum I. Bande. Hier ist ein Punkt, worin wir entschieden hinter jüngern Unternehmungen wie dem schon genannten schwäbischen Wörterbuch von Fischer zurückstehen. Indessen kommt für die Grammatik die Wortgeographie kaum in Betracht, wohl aber die Geographie der Laute und Formen, insbesondere der erstern. Und da lassen uns unsre Sammlungen grösstenteils im Stich. Es ist nicht anders: bevor dereinst die schweizerdeutsche Grammatik geschrieben werden kann, müssen unsre Dialekte vorab nach ihrem Lautbestand und mit besondrer Berücksichtigung seiner geographischen Gliederung systematisch erforscht und aufgenommen werden, und zwar wird dies nur durch linguistisch geschulte Kräfte geschehen können. Anfänge dazu, zum Teil vorbildlicher Art, sind gemacht in den vorhandenen wissenschaftlichen Darstellungen einzelner Lokalmundarten; Aehnliches auch für andere, möglichst verschiedene Orte oder Gegenden auszuführen, dürfte als nächstes Ziel ins Auge zu fassen sein.

Doch soll auf Mittel und Wege zur Lösung der angedeuteten Aufgabe hier nicht näher eingegangen werden; es kam uns lediglich darauf an, auf die Aufgabe selbst nachdrücklich hinzuweisen. Dass sie höchst dringlicher Natur ist, leidet keinen Zweifel. Zwar ist richtig, dass es sich bei dem so oft besprochenen und beklagten Rückgang unsrer Mundarten in erster Linie um eine lexikalische Veränderung handelt, indem einzelne Wörter und Wortformen mit wachsender Häufigkeit durch fremde, zumeist schriftdeutscher Herkunft, verdrängt werden. Die Laute dagegen, also diejenigen Sprachelemente, auf denen die Eigenart eines Dialektes hauptsächlich beruht,

besitzen eine ungleich grössere und zähere Widerstandskraft, und wenn sie auch nicht alles neu aufgenommene Wortmaterial sich zu assimilieren vermögen, Wörter wie *König, Fräulein* u. a. ihre zum Teil mundartwidrige Form behaupten, so sind und bleiben das mehr oder weniger vereinzelte Einbrüche in den mundartlichen Lautstand, dessen Grundcharakter dadurch nicht angetastet wird. Trotzdem lässt sich nicht verkennen, dass sich gewisse Veränderungen auch im lautlichen Habitus unsrer Mundarten geltend machen, die dessen von Gegend zu Gegend, oft von Ort zu Ort wechselnde Eigentümlichkeiten teilweise zu verwischen drohen. Wir denken dabei nicht so sehr an ein- oder gegenseitige Beeinflussungen, wie sie zwischen Nachbarmundarten allerorten mehr oder minder stattfinden, als vielmehr an eine allerdings häufig damit zusammenfallende, zum Teil aber davon unabhängige Tendenz zur Ausgleichung der lokalen Verschiedenheiten in der Richtung auf ein allgemeines Schweizerdeutsch, eine Art schweizerdeutscher Gemeinsprache. Es muss einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben, näher auf diese nach Ort, Art und Grad sehr verschieden auftretende Erscheinung einzugehen. Am deutlichsten zeigt sie sich in den grössern Städten, aber auch das Land bleibt davon keineswegs unberührt; sie macht sich stärker geltend in der Ebene als im Gebirge, stärker bei den Gebildeten als bei den untern Volksklassen, stärker bei der jüngern als bei der ältern Generation; ganz fehlt sie nirgends. Schriftdeutscher Einfluss braucht nicht notwendig im Spiele zu sein, ist es aber oft, besonders insofern, als Lautgestaltungen, die durch die Schriftsprache gestützt werden, eben dadurch ein Uebergewicht bekommen über solche, die dieser Stütze ermangeln. Ein paar

zufällig herausgegriffene Beispiele mögen einstweilen genügen. Hieher ist es zu rechnen, wenn das charakteristische nordostschweizerische  $\bar{a}$  (auch offenes  $\bar{o}$ ) für altes *ei* mehr und mehr durch *ei* verdrängt wird, teilweise schon verdrängt ist (*Baa*, *Bein*, durch *Bei*), wenn der Mittel- und Oberthurgauer anfängt, sein *Chend*, *fende*<sup>n</sup> u. s. w. durch *Chind*, *finde*<sup>n</sup> zu ersetzen, wenn in Appenzell Ausserrhoden die junge Generation die ältern nasalierten Vokale schon durchgängig als reine Mundvokale spricht, wenn *Anke*<sup>n</sup> an Stelle von *Auche*<sup>n</sup>, *Aache*<sup>n</sup> tritt, *Fenster*, *Brunst*, *fünf* u. s. w. an Stelle von *Feister*, *Bruust* (*Broust*), *füüf* (*fööf*); *tief*, *Stiefchind* (mit Diphthong) an Stelle von *töüf* (*tüüf*), *Stöüf*-(*Stüüf*-)*chind*, wenn im Emmental *louffe*<sup>n</sup>, *reiche*<sup>n</sup> (holen) statt *luffe*<sup>n</sup>, *riche*<sup>n</sup> (mit offenem  $\bar{u}$ ,  $\bar{i}$ ) überhand nimmt, wenn in Basel auch bei der eingesessenen Bevölkerung immer häufiger die Aussprache *schön*, *Fründ*, *Lüt* statt *schen*, *Frind*, *Lit* vorkommt u. s. w. Man mag einwerfen, dass es sich sehr oft nur um eine kleinere oder grössere Zahl von Wörtern handle, welche von der Veränderung betroffen werden, nicht um eine alle analogen Fälle umfassende Verschiebung, dass die alten autochthonen Verhältnisse daneben fortbestehen. Aber solche Bewegungen pflegen nicht stille zu stehen, sondern ihr Gebiet stetig zu erweitern, namentlich wenn die Ursachen, die sie hervorgerufen haben, fortwirken, und es fehlt denn auch nicht an Beispielen dafür, dass sie bereits durchgegriffen haben, und zwar nicht bloss wenn die Zahl der einschlägigen Fälle von Haus aus eine beschränkte war.

Die Ursachen eines so vielgestaltigen Prozesses lassen sich natürlich nicht auf eine kurze Formel bringen. Im wesentlichen werden es dieselben sein, die sich auch

in der Verflachung des mundartlichen Wortschatzes wirksam erweisen und unter diesem Gesichtspunkt schon oft erörtert worden sind. Von besondrer Wichtigkeit für die vorliegende Frage ist der von Jahr zu Jahr wachsende Bevölkerungsaustausch zwischen den Kantonen sowohl, als auch innerhalb der Kantone selbst. So erklärt sich die oben für Baselstadt angegebene Erscheinung leicht als Folge der starken Einwanderung, die seit langem aus der übrigen Schweiz nach der Rheinstadt flutet; betrug doch im Jahr 1900 die Zahl der in andern Kantonen gebornen Einwohner Basels nahezu 50 % der gesamten schweizerischen Bevölkerung. Aehnlich liegen die Verhältnisse in andern grössern Städten, wie in Zürich (56 %). Im ganzen Kanton Zürich machten im Jahr 1900 die Gebürtigen anderer Kantone allerdings nur 22 %, die überhaupt nicht am Wohnort Gebornen dagegen 52 % der schweizerischen Einwohnerschaft aus. Für den Thurgau lauten die Zahlen ebenfalls 22 und 50 %, für Bern 7 und 44 %, für Appenzell Ausserrhoden 11 und 44 %, für Innerrhoden 11 und 29 %, für Uri 11 und 28 %. Im Vergleich zu den Ergebnissen der Zählung von 1888 ergibt sich überall eine merkliche Verschiebung zugunsten stärkerer Vermischung der schweizerischen Bevölkerung. Im Kanton Zürich hat von 1888 bis 1900 die Wohnbevölkerung um 94,000, die am Wohnort geborne Bevölkerung nur um 27,000 Seelen zugenommen; im Kanton Bern steht einer Gesamtvermehrung von 53,000 eine Vermehrung der am Wohnort Gebornen um 13,000 gegenüber. In mehreren Kantonen (so im Thurgau, in den beiden Appenzell) ist die Zahl der am Wohnort Gebornen zurückgegangen, während die Gesamtbevölkerung gewachsen ist. Bei diesen paar Andeu-

tungen müssen wir es bewenden lassen; zu einer eingehenden Untersuchung, für die noch eine Reihe weiterer Fragen in Betracht kämen, wie z. B. die nach der Herkunft der Zugewanderten, ist hier nicht der Ort.

Jedenfalls beweist das Gesagte zur Genüge, dass man mit den oben geforderten Erhebungen nicht mehr allzu lange zuwarten darf, wenn sie von den hergebrachten lautlichen Verschiedenheiten unsrer Mundarten und von deren geographischer Verteilung noch ein in allen Teilen zutreffendes Bild liefern sollen, das für historische Schlüsse eine zuverlässige Grundlage bietet.

Zum Schluss bleibt uns die angenehme Aufgabe, einer doppelten Dankespflicht zu genügen. Einmal gegenüber den zahlreichen Freunden und Mitarbeitern unsres Werkes, die der Redaktion auch im vergangenen Jahre durch bereitwillig erteilte Auskünfte an die Hand gegangen sind, oder unsre Sammlungen durch Beiträge bereichert haben. Es gereicht uns zu grosser Freude, festzustellen, dass trotz der Lücken, die der Tod Jahr um Jahr in die Reihen unsrer Helfer reisst, die Zahl derer, die in solcher Weise ihr uneigennütziges Interesse am Idiotikon bekunden, noch stetig im Wachsen begriffen ist.

Wärmsten Dank schulden wir auch den h. Behörden des Bundes und der Kantone, deren regelmässige Subventionen allein die ungestörte Fortführung unsres Unternehmens ermöglichen. Allerdings haben wir dieser Anerkennung sofort beizufügen, dass die finanzielle Situation unsres grossen nationalen Unternehmens immer noch eine solche ist, dass sie nur eine unzureichende Entschädigung der bei demselben betätigten Männer gestattet. Die Besoldungen, die wir zu verabreichen ver-

mögen, entsprechen keineswegs dem grossen Umfang geistiger und physischer Arbeit, welche wir von den Redakteuren des Idiotikons im Interesse eines baldigen Abschlusses des Werkes beanspruchen müssen.

Möchten die ausführlichen Darlegungen über das Wesen und die Bedeutung der Idiotikonarbeit, die in dem vorstehenden Bericht enthalten sind, dazu dienen, unsren h. Bundesbehörden, wie den am baldigen Abschluss des schweizerdeutschen Idiotikons interessierten Kantonen die Notwendigkeit einer den heutigen Verhältnissen entsprechenderen finanziellen Unterstützung nahezu legen.

Die uns gestellte Aufgabe ist, schon wegen des weit grössern Gebietes, viel umfangreicher als die unsrer westschweizerischen Genossen; um so viel grösser ist auch der Aufwand an Zeit, Kräften und Mitteln, die ihre gleich würdige Durchführung erheischt.

*Zürich, im Januar 1906.*

**Für den leitenden Ausschuss des  
schweizerdeutschen Idiotikons**

Der Präsident:  
**Dr. U. Meister**, Nationalrat.

Der Schriftführer:  
**E. Spillmann**, Prof.

Der Chefredakteur:  
**Dr. A. Bachmann**, Prof.